

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 3

Artikel: Männer, die ich beinahe geheiratet hätte : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der niegeküsste Mund

Sehr geehrte Herren!

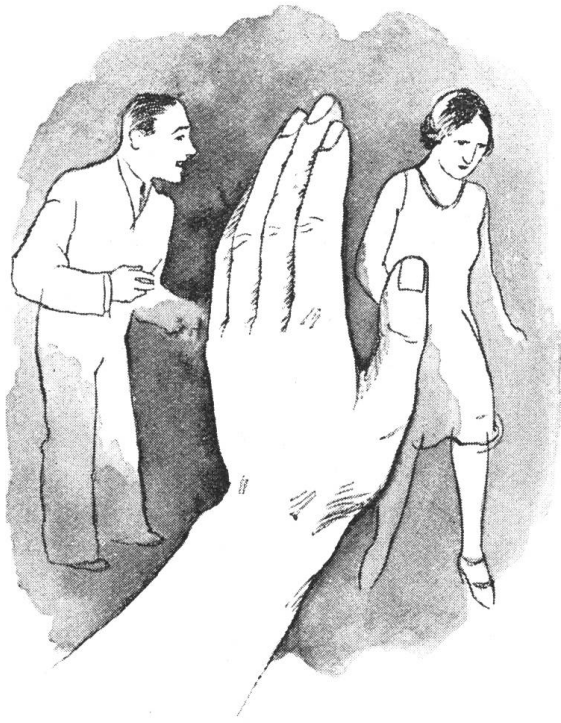
Ihre Rundfrage hat mich recht eigentlich traurig gemacht. Sie hat eine Erinnerung berührt, die ich seit Jahren mühsam zu vergessen suche. Ich will Ihnen trotzdem meine Antwort schreiben, weil ich damit vielleicht wenigstens einem der vielen tausend jungen Mädchen, die den «Schweizer-Spiegel» wohl lesen, einen Dienst erweise.

Lang, lang ist es her. 15 Jahre. Einsame Jahre. Ich war noch das verwöhnte, wohlbehütete einzige Töchterlein, ein Haustöchterlein, wie es heutzutage wohl nicht mehr gar so viele gibt. Ich half der Mutter bei der Haushaltung, so ein bisschen und manchmal sogar meinem Vater im Bureau, nicht weil es nötig war, aber weil ich mich beschäftigen wollte und man mich beschäftigen musste, zum Scheine wenigstens.

Ich kam wenig von zu Hause fort, jedes Jahr einmal in die Sommerfrische, in ein gut bürgerliches Hotel, so gut bürgerlich, dass fast keine jungen Leute dort waren, weil es sie zu kostspielig käme. Ganz selten einmal kam ich auf einen Ball, aber nie ohne meine Mutter und selten ohne meinen Vater. Ich kannte junge Herren eigentlich nur vom Hörensagen, flüchtig einige Brüder meiner Schulkameradinnen, sonst niemanden. Doch, einen kannte ich, einen lieben jungen Menschen, den ich in der Tanzschule kennen gelernt hatte, und der mich immer, wenn er mich antraf, heimbegleitete und mir, wo er auch immer war, Postkartengrüsse sandte. Ich wusste, dass unser häufiges Zusammenreffen auf der Strasse nicht zufällig war. Das machte mich froh und gab mir den

festen Glauben, dass wir einmal noch näher zusammenkommen müssten, ja, dass der Tag kommen werde, wo er mich um meine Hand bitten werde. Einige Jahre hatte ich dann nichts mehr von ihm gehört, nur noch hie und da einen kleinen Gruss. Und dann auf einmal stand er in unserem Empfangszimmer und lud mich zu einer Theateraufführung ein. Meine Eltern erlaubten mir, die Einladung anzunehmen, da ihnen der junge Mann auch bekannt war und sie wussten, dass er aus einer guten Familie kam.

Ich war in meinem Leben noch nie so aufgeregt wie an jenem Abend. Stundenlang war ich ganz gegen meine Gewohnheit vor dem Spiegel gestanden und hatte mich für ihn geschmückt. Und dann kamen die köstlichsten Stunden meines Lebens. Wir sassen im Theater. Der Gute hatte sogar einen Logenplatz für mich ausgewählt und wir hörten uns Hoffmanns Erzählungen an. Meine Seligkeit wuchs, als ich fühlte, wie er sich zu mir neigte und schliesslich zaghaft nach meiner Hand tastete. Sollte ich ihn gewähren lassen? Ich konnte es nicht anders, und so lag sie denn in der seinen, aber mir pochte das Herz in dem Gefühl, nicht mehr die wohlherzogene Tochter meiner braven, braven Eltern zu sein. Auf dem Wege nach Hause bat er mich, noch einen kleinen Spaziergang zu machen und ich gewährte ihm seinen Wunsch. Wir spazierten hinauf auf die Schanz, setzten uns auf die Mauer, von der aus man den Rhein so herrlich dahinfließen sieht und erwartete in jedem Augenblick die entscheidende Frage. Ich dummes, unerfahrenes Kind! Er hielt meine Hand



und erzählte mir allerlei, das ich kaum hörte in meiner Aufregung, aber nicht das, was ich erwartete und plötzlich — küsste er mich. Ich fuhr zurück, wie wenn mich ein Verbrecher angefallen hätte, ich war bis ins tiefste verletzt. War ich wirklich verletzt? Ich weiss es nicht mehr bestimmt. Auf jeden Fall glaubte ich, es mir und meinen Eltern schuldig zu sein, erschreckt und empört zu sein.

Ich sagte ihm mit Tränen in den Augen — und die Tränen waren echt — dass er sich in mir täusche und dass ich nicht « so eine » sei. Mein Freund sagte überhaupt nichts mehr, begleitete mich noch nach Hause, aber nicht mehr Hand in Hand. Ich kleidete mich aus, so hoffnungslos traurig und enttäuscht, wie ich mich beglückt wenige Stunden zuvor angekleidet hatte. Und dann weinte ich herzzerbrechend die ganze Nacht hindurch. Ich wusste, dass ich ihn

verloren hatte und wusste doch nicht warum. War mein Verhalten nicht recht gewesen? War ich nicht immer gelehrt worden, dass das das richtige Verhalten für ein rechtes Mädchen sei? Und ich redete mir auch damals noch ein, dass ich wirklich im Recht war. Wir waren auseinander gegangen und nie mehr hat er sich um mich gekümmert.

Vor drei Jahren traf ich an einer Abendunterhaltung zum ersten Male wieder mit meinem früheren Freunde zusammen. Er war verheiratet, seine Frau war mit ihm. Er holte mich zum Tanz und bei der Tanzpause fragte er mich plötzlich, warum ich mich eigentlich damals so unglaublich benommen habe, er sei furchtbar verliebt in mich gewesen. Jahre hindurch habe seine einzige Liebe mir gegolten, aber es sei doch selbstverständlich, dass er es als tiefe Beleidigung habe auffassen müssen, dass ich einen unschuldigen Kuss von mir gewiesen habe. Ob ich ihm denn damals so zuwider gewesen sei? Ich sagte nein — im Gegenteil. Ja, aber ob ich denn geglaubt habe, dass die Verlobung vor dem ersten Kuss komme? Ich sagte ja. Und ob ich heute nicht einsehe, dass ich damals falsch gehandelt hätte? Ich sagte: « Vielleicht ». Aber, was ich dachte, war nicht « vielleicht », sondern « ja, ja, tausendmal ja. Ich würde mir mein Glück nicht zum zweiten Male verscherzen, das Glück, das zum zweiten Male nicht an meine Tür gepocht hat ». * * *

Mario vom Berg

Lieber « Schweizer-Spiegel »!

Den Mann, den ich beinahe geheiratet hätte, lernte ich auf einer Bergtour

kennen. Wir verliebten uns auf den ersten Blick, ich war damals 18 Jahre alt, er war meine erste Liebe und ich hätte ihn trotz aller « Nebenumstände » geheiratet, d. h. trotzdem mir vieles an ihm nicht gefiel. Er war etwa 24 Jahre alt, ein schöner, grosser Bursche, aber ich fühlte, dass er sich nicht ganz so gab, wie er war. Wenn ich weniger schüchtern und unerfahren gewesen wäre, so hätte ich ihm einmal so recht den Kopf gewaschen und wir wären sicher ein glückliches Paar geworden. Aber so liess ich mir gefallen, dass er erstens meinen Vornamen änderte und mich in das flottere « Käthe » umtaufte. Dieser Name war mir von jeher widerwärtig, aber weil er von ihm kam, nahm ich ihn an. Als ich ihm sagte, dass zu seinem waschechten Emmentaler Namen der Vorname Mario schlecht passte, sagte er mir geheimnisvoll, das sei nur sein Künstlernamen, sein richtiger Name, Gottlieb, sei abgeschmackt.

Mario war Kaufmann und ich in einer kaufmännischen Lehre, er war aber noch in einem literarischen Cercle und vom Bildungsdrang besessen. Das wäre an und für sich gut gewesen, aber ich hatte immer das Gefühl, mit dieser Bildung stimme etwas nicht. Aber ihm zuliebe machte ich alles mit. Damals behandelte er gerade Kant, Tolstoi und Haeckel und ich wurde natürlich auch in diese grossen Geister eingeweiht. Manch schönen Frühlings- und Sommerabend musste ich im Zimmer sitzen, mir vorlesen und dann erklären lassen und wenn ich auch von dem Vorgelesenen hie und da etwas verstand, aus den Erklärungen wurde ich nie klug, aber ich wagte es nie einzugestehen. Das einzige, was mich interessierte, waren die Welträtsel von Haek-



kel, da gab es mindestens manchmal etwas zu lachen. Ich musste mich auch fleissig im Gebrauch der Fremdwörter üben, denn die gehörten auch zur Bildung.

Im Winter wurden ohne Erbarmen sämtliche öffentlichen akademischen und übrigen Vorträge besucht, das Thema war gleichgültig. Viele Vorträge interessierten mich wirklich, aber sobald es ins Abstrakte oder ins Technische ging, konnte ich nur so erfolgreich mit dem Schlaf kämpfen, dass ich meinen aufmerksam zuhörenden Mario in Gedanken hinter einen Pflug versetzte oder ihn mir als Bergführer oder so etwas ausmalte, das besser zu seiner stämmigen Gestalt passte. Als ich einmal meinen Vater fragte, was er eigentlich von diesem Bildungsdurcheinander halte, sagte er mir, ich sollte nur Geduld haben, er werde schon zum Verstand kommen. Aber es kam noch schlimmer. Plötzlich wurde ich mit einem maschinengeschriebenen Ge-

dichtband überrascht, etwa 30 Gedichte, wie man sie so in minderwertigen Sonntagsblättern und Familienzeitungen findet und unterzeichnet waren sie « Mario vom Berg ». Nun hatte ich das Geheimnis vom Mario. Ich habe zwar nie etwas vom Dichten verstanden, aber trotz meiner Liebe fand ich diese Gedichte einfach Quatsch und ich habe einen ganzen Abend darüber geweint. Dann habe ich sie meinem Vater gezeigt und der sagte mir, verliebte Leute dichten oft einen Quatsch zusammen, was ihm am wenigsten gefalle, sei der « Mario vom Berg », ein Mann in diesem Alter sollte über einen solchen Blödsinn hinweg sein, auf jeden Fall sollte ich ihm sofort die «Leute von Seldwyla » schenken und darin die «Missbrauchten Liebesbriefe» mit Rotstift anstreichen, das sei die beste Kur, er werde dann seinen Blödsinn schon einsehen und sich dann wieder mehr seinem Beruf, den er total vernachlässige, widmen.

Ich folgte dem Rate meines Vaters, aber die Kur schlug fehl. Mario, der merkwürdigerweise Gottfried Keller überhaupt nicht kannte (der gehörte bei ihm zur « Unterhaltungsliteratur, gut für einfache Leute »), las die angestrichenen « Missbrauchten Liebesbriefe » und wurde dadurch so tief in seiner Dichterwürde verletzt, dass er mir am andern Abend das Buch hinwarf und mir erklärte, mit einem Mädchen, das so wenig Verständnis für ihn aufbringe, wolle er nichts mehr zu tun haben. Das hatte ich nun allerdings nicht erwartet und war im Anfang fast verzweifelt, aber dann holte ich das während dieses Bildungsjahres versäumte Tanzen nach und hab ihn nach und nach vergessen. Etwa 10 Jahre später merkte ich auf der Strasse, wie

sich plötzlich ein sehr stattlicher Mann nach mir umdrehte und mir folgte. Es war der Mario. Er war ziemlich verlegen, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen, aber ich sagte ihm, da es ihm gut zu gehen scheine, solle er mich zu einem guten Zvieri einladen und mir erzählen, was er seither alles getrieben habe. Nach den « Missbrauchten Liebesbriefen » hatte er der « Bildung » und Dichtung den Rücken gekehrt und war in seiner Gekränktheit sofort ins Ausland gegangen. Durch glückliche Spekulation kaufte er einen grossen Bauernhof in Deutschland, den er durch tüchtige Arbeit und gute kaufmännische Fähigkeiten sehr auf die Höhe brachte und als wohlhabender und geachteter Mann weit herum bekannt war. Er war verheiratet, aber seine Frau sei kränklich und ein wenig geizig und begleite ihn nie auf seinen Reisen, die er zum Vergnügen unternahm. Seine ganze Art und Weise war die eines wirklich netten und gebildeten Menschen, und er dankte mir für die damalige gute Lehre. Dass er seine Handlungsweise aufrichtig bereute, tat mir sehr gut, aber es war eben zu spät. Vor etwa einem halben Jahr las ich seine Todesanzeige. * * *

Der Besuch

Sehr geehrte Redaktion!

Letzten Sonntag las ich Ihre Rundfrage und dachte nicht daran, mich daran zu beteiligen. Ich habe mich schon immer gewundert, wer denn diese Leute sind, die Ihnen für Ihre Rundfragen den Stoff liefern. Am Montag Vormittag hatte ich eine Begegnung, die mir zum Anlass wurde, Ihnen diese Epistel zu schreiben.

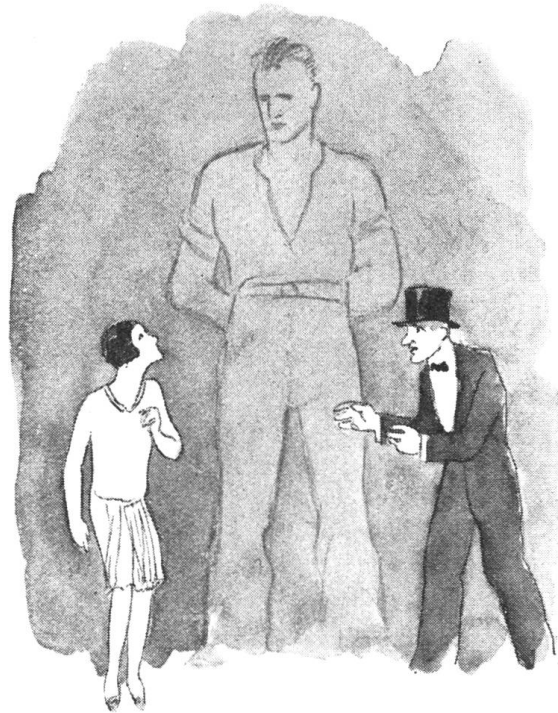
Ich musste ausnahmsweise auf die

Bank, ein Geschäft, das sonst mein Mann besorgt, und da bediente mich ein Herr, der — aber ich will lieber von vorne anfangen.

Unmittelbar vor dem Kriege studierte ich als ganz junges Mädchen Musik. Nicht so ganz ernsthaft, aber was sollte ich mit meinen 18 Jahren anfangen? Da lernte ich bei einer Schweizer Familie einen jungen Mann kennen. Er sah so lieb und melancholisch aus, dass ich mich auf den ersten Blick verliebte. Er war auf einer Bank Volontär, komponierte aber daneben und fühlte sich deshalb zwiespältig und unglücklich. Wir waren oft beisammen, einen ganzen Sommer lang. Am Kobenzel, im Stadtpark, na, überall da, wo sich verliebte junge Leute in Wien schon aufhalten. Wir hatten uns « heimlich » verlobt und hatten eine glückliche Zeit. Immer dann wenigstens, wenn wir allein waren. Zwei-, dreimal waren wir auch mit anderen Bekannten zusammen, aber dann bekamen wir jedesmal Streit. Mein Verlobter war furchtbar eifersüchtig und konnte es nicht aushalten, wenn ich auch mit anderen lustig war. Er wiederum schien mir in Gesellschaft linkisch, was mich ärgerte, aber auf Streit folgte immer wieder die Versöhnung. Dann wurde ich plötzlich nach Hause zurückberufen. Man hatte nämlich dort offenbar etwas von meiner Freundschaft gehört. Mein Verlobter weinte bei meiner Abfahrt, was mich selbst wieder fast zu Tränen rührte, so dass ich ihm nochmals ewige Treue schwur und von Buchs aus an ihn ein Liebestelegramm von über 100 Worten schickte.

Aber als ich zu Hause wieder in meiner gewohnten Umgebung war, hätte ich den lieben Jungen schon fast vergessen, wenn

nicht jeden Tag ein ellenlanger Brief von ihm gekommen wäre. Auch ich schrieb, aber immer kurz und bündig. Das war immer meine Art. Mein Verlobter war wiederum über die Massen eifersüchtig, kam in die Schweiz zurück und bestürmte mich mit Bitten, mich besuchen zu dürfen. Da ich mich immer noch als Verlobte betrachtete, konnte ich auf die Länge nicht gut nein sagen und so erklärte ich meinen Eltern, dass mich



nächsten Samstag ein Bekannter aus Wien besuchen werde. Und dass ich ihn für den Abend auch an den Hausball bei meiner Freundin eingeladen hätte. Der Besuch zum schwarzen Kaffee wurde mir von meinen Eltern gnädigst zugestanden und mein Verlobter kam übergücklich und pünktlich an. Aber wie, wo waren seine schönen unordentlichen Locken? Er hatte sie sich wahrscheinlich abschneiden lassen, um bei meinen Eltern einen guten Eindruck zu schinden.

Und der dunkle, korrekte Anzug ! Mir wurde schwül. Der arme Junge hielt sich wahrscheinlich verpflichtet, mit meinem Vater über Wertpapiere zu sprechen. Er tat es wenigstens. Was er mit meiner Mutter sprach, weiss ich nicht mehr, auf jeden Fall blieb ich ganz aus dem Spiele, obschon ich mehrmals versucht hatte, mich in die Unterhaltung zu mischen. Er hielt es wahrscheinlich für korrekter, sich an die Eltern zu halten. Punkt $\frac{1}{2}$ 3 Uhr verabschiedete er sich mit der Bemerkung, dass er sich gestatten werde, mich am Abend abzuholen. Hätten jetzt meine Eltern sich über meinen « heimlich Verlobten » ungünstig geäussert oder sich gar über ihn lustig gemacht, so hätte ich ihn sicher verteidigt. Im Feuer der Verteidigung wäre auch meine Liebe wieder entflammt und, wie ich damals war, hätte noch an jenem Ball die heimliche Verlobung zu einer öffentlichen werden können. Aber nichts dergleichen geschah. Meine Eltern würdigten meinen Besuch keines Wortes. Sie schwiegen sich über den Eindruck, den er ihnen gemacht hatte, vollkommen aus. Er war ihnen, ich spürte es, sie taten nicht nur so, ganz Luft. Der Gedanke, dass ich wirklich irgend etwas mit ihm im Sinne haben könnte, kam ihnen gar nicht. Als mir das ganz zum Bewusstsein gekommen war, war auch meine Liebe zu ihm völlig erkaltet.

Als er mich am Abend abholte, fragte er mich, noch bevor sich das Gartentor ganz hinter uns geschlossen hatte, das Ungeschickteste, das er mich fragen konnte : « Was haben deine Eltern über mich gesagt ? »

Der Wahrheit gemäss antwortete ich :
« Nichts. »

Schon entdeckte ich auch den zweiten Faux pas. Der Unglücksmensch hatte mich nämlich in einer Mietdroschke abgeholt, mit der ich mich natürlich bei meinen Bekannten, die ein paar 100 Meter weg wohnten, wenn sie es sahen, tödlich blamieren musste. Zu allem Ungeschick presste er mich in der Droschke sofort mit seiner ganzen Leidenschaft an sich und war zum voraus auf alle Tänzer, die ich an diesem Abend haben könnte, eifersüchtig. Mein « Verlobter » war mir fremd bis zur Widerwärtigkeit geworden. Als er mich während eines Tanzes wider meinen Willen auf einen Balkon zog, um mir seine Liebe zu schwören, sagte ich ihm kalt und endgültig, dass es vollkommen ausgeschlossen sei, dass ich ihn je heiraten könne. Die Tränen liefen ihm nur so über das Smoking-Hemd, aber er wurde mir dadurch nicht sympathischer, weil ich fürchtete, dass nachher meine Bekannten etwas merken könnten. Ich liess ihn stehen und beim nächsten Tanz war er schon verschwunden.

Am anderen Morgen in aller Frühe war mit meinen Eltern ein Autoausflug geplant. Als wir alle schön geborgen im Wagen sassen, blickte ich zufällig zum Fenster hinaus, und wen sah ich, meinen Verlobten, der immer noch im Smoking auf und ab patrouillierte. Er hat mir noch einige verzweifelte Briefe geschrieben. Ich habe ihm nicht mehr geantwortet. Sicher war es besser für beide.

... Der rundliche, ältliche Bankbeamte, der mich letzten Montag bediente, war mein « Verlobter ».

* * *

Die Rosen der Rose

Lieber « Spiegel »!

Ich war 27 Jahre alt und noch unverheiratet. Zwar hatte ich einen Beruf, einen sehr schönen sogar, ich war nämlich Lehrerin. Ich liebte diesen Beruf, aber die Idee, mein Leben lang fremde Kinder — die ich gern hatte, gewiss — aber die eben doch nicht meine waren, zu unterrichten und sie nach drei Jahren fröhlich davon ziehen zu sehen, hatte für mich etwas sehr Melancholisches. Meine Freundinnen heirateten eine nach der andern. Den Gemeinplatz, dass ein Mädchen mit Beruf, mit einem sie ausfüllenden Beruf, nicht auf die Heirat angewiesen ist, hatte mich von jeher mit einiger Skepsis erfüllt. Meine Mutter war darin gleicher Meinung, aber mit folgender Einschränkung: Heirate, aber heirate gut, d. h. keinen unbemittelten Mann. Oder wenigstens einen mit einem guten Einkommen. Sparen geht ein paar Jahre lang. Auf die Dauer wird es widerwärtig, besonders für Leute mit deinen Ansprüchen.

Ich konnte meiner Mutter ihre Meinung, wenn sie auch etwas materialistisch klang, nicht verargen, da ich ja wusste, wie sie nach dem frühen Tod meines Vaters jahrelang mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte.

Da, an einem Unterhaltungsabend unseres gemischten Chores, lernte ich denjenigen kennen, der mein Zukünftiger hätte werden können. Es war ein Fabrikant, den ich dem Namen nach kannte und der in unserem kleinen Städtchen eine Rolle spielte. Er war zirka 40, was man so nennt « eine flotte männliche Erscheinung » und — das wusste jedes Kind — recht vermöglich. — Herr W.

war ausserdem ein sehr guter Tänzer. Den ganzen Abend tanzte er fast ausschliesslich mit mir. Er war auch musikalisch und versicherte mir, wie sehr ihm meine Hymne (ich hatte eine Solopartie gesungen) Eindruck gemacht hatte.

Ich sah im Vorbeitanzen die vielen jungen Mädchen, die mir ziemlich neidische Blicke zuwarfen, ich sah auch unser Bild in den Wandspiegeln: Wir waren eigentlich ein schönes Paar, er blond, ich dunkel, passten wir gut zusammen. Am folgenden Tag machte man einen Ausflug und am Abend waren wir fast verlobt. Mein Bräutigam, wie ich ihn nun nennen will, denn das wurde er nach ein paar Wochen, bewies mir auf mancherlei Art seine Neigung. Erstens: er wollte mich, gerade mich heiraten, obschon ihn doch manches reiche Mädchen mit Freuden akzeptiert hätte. — Er war wirklich zuvorkommend, jeden Samstagabend schickte er mir Blumen. An meinem Geburtstag einen Strauss Teerosen, dazu ein Visitenkarte: « Die Rosen der Rose! » Diese Worte sehe ich heute noch deutlich vor meinen Augen. Damals empfand ich einen Chock, gestand mir selber aber die Angst nicht ein, die mich plötzlich befiel beim Anblick dieser Banalität. — Wir hatten nun eine Menge zu tun. Meine Mutter wollte mir eine schöne komplette Aussteuer mitgeben, was eigentlich über unsere Verhältnisse ging. Mit solcher Freude begleitete sie uns auf unseren Gängen in die Möbel-, Teppich- und Vorhanggeschäfte. Es rührte mich beinahe, man hätte glauben können, sie sei die Braut. In diesen Tagen besuchte mich eine ehemalige Schulkameradin, die mir nie sehr sympathisch gewesen war. Sie traf bei

mir mit meinem Verlobten zusammen. Als er fort war, rief sie in ehrlicher Begeisterung: «Du, das ist ein schneidiger Typ!» Da befahl mich wieder eine unklare Angst. Denn die «schneidigen Typen» waren ja nie mein Fall gewesen.

Die Hochzeit wurde nun festgesetzt. Nur Ziviltrauung. Ich freute mich nicht auf meine Hochzeit, der Gedanke daran machte mir aber auch keinen Kummer. Es war, wie wenn alles nicht mich betreffen würde, sondern etwa eine Freundin. Aber dann, am Trauungsmorgen befahl mich eine furchtbare Angst. Es war mir, als ob ich zu meinem eigenen Begräbnis fahren würde. Die Angst wurde immer ärger, eine Todesangst. Alles lieber als meinen Verlobten heiraten! O nur auf keinen Fall heiraten. Nur nicht aufs Zivilstandsamt. Nur nicht meine Unterschrift hergeben. Das war ja dem Teufel seine Seele verschrieben. Plötzlich kamen Worte aus meinem Munde, die ich vorher nicht einmal zu denken gewagt hatte. Ich brauchte keinen Mut mehr, um all das zu sagen, was ich früher hätte sagen sollen. Eine innere Stimme sprach, die stärker war als alle sogenannten «vernünftigen» Ueberlegungen. — Mit diesem Bruch hatte ich mir alle, aber auch alle Sympathien meiner Verwandten und Freunde verscherzt. Denn nicht wahr, eine Verlobung auflösen ist erlaubt, aber man wartet nicht damit bis zum Hochzeitstag. — Ich habe allerdings seither gehört, dass das oft vorkommt. Denn der Ernst des Schrittes wird vielen, vielleicht allen Leuten erst klar, wenn sie unterschreiben müssen. Was sind dagegen alle Liebesbeteuerungen? Ein Kinderspiel.

Ich hatte auch keine Stelle mehr. Ich musste meine viel zu teure Aussteuer verkaufen und meine Existenz von vorn anfangen. — In einem neuen Wirkungskreis lernte ich neue Menschen kennen, darunter auch meinen Mann, diesmal den Richtigen.

Ich bin nun schon mehr als ein Dutzend Jahre verheiratet. Aber noch jetzt, als ich meinem jüngsten Kinde das Märchen von dem armen Köhler erzählte, der dem Bösen seine Seele verkaufte und mit Blut unterschreiben musste, dachte ich mit einem leisen Schauer an jene Unterschrift auf dem Zivilstandsamt, die ich gottlob damals nicht gegeben habe. * * *

Der Bohemien

An die Redaktion des «Schweizer-Spiegel»!

Ich war damals 22 Jahre alt, also kein ganz grünes Häselein mehr, als mir in den Hörsälen der Universität Bern meine erste Liebe entgegentrat. Wenn ich von erster Liebe spreche, meine ich natürlich nicht das erste Aufflackern einer Zuneigung, sondern das erste Liebeserlebnis, das mich bis auf den Grund erschütterte.

Damit Sie meine damalige Lage verstehen, muss ich wohl folgende Angaben vorausschicken. Als einzige Tochter einer «guten» Zürcher Familie war ich zwar nicht einsam, aber doch recht isoliert aufgewachsen. Das heisst, ich kam wohl mit vielen Leuten in Berührung, aber stets nur mit solchen, die aus unseren eigenen Kreisen stammten: Mit den Familien von Industriellen, von Bankleuten, zur Hauptsache. Auch in der Schule — ich besuchte eine konfessionelle Privatschule — war das nicht wesentlich anders. Es hatte da zwar auch einige Kinder aus weniger begüterten Familien, von denen man aber wusste, dass sie nicht das gleiche Schulgeld bezahlten wie wir und die deshalb eigentlich nie so ganz zu uns gezählt wurden. Bis zu meiner Imatrikulation in Bern als freie Studentin, ich möchte darauf verzichten zu sagen, welcher Fakultät, war es für mich eine ausgemachte Sache gewesen, dass es einerseits Leute aus guten Familien gibt, die in einem eigenen Hause wohnen, Dienstboten haben, in denen man wohl auch über das Geld spricht, sogar nicht selten, aber stets als etwas, das man hat, von dem man immer auch noch mehr brauchen kann, aber nicht als etwas, das einem fehlt und noch viel weniger als etwas, an dem ein Makel haftet. Ich wusste, dass es auch andere Leute gibt, mit denen man aber nicht in Berührung kommt und besser auch nicht kommen soll.

Studentinnen waren dazumal noch ziemlich einsam und sind es wahrscheinlich auch heute noch. Ich hatte mich auf meine selbständige «Bude», auf meine Freiheit ausserordentlich gefreut. Aber schon nach wenigen Wochen wusste ich damit nicht mehr viel anzufangen. Fern meiner Vaterstadt, fern meiner Familie, fern meiner Bekannten, fühlte ich mich bald furchtbar verlassen. Ich stürzte mich hinter meine Bücher, aber weder sie noch die Vorlesungen, welche ich eifrig besuchte, konnten mir

meinen Tag richtig ausfüllen. Ich spürte in mir eine grosse Leere. An meine Komilitoninnen fand ich keinen rechten Anschluss und an die Komilitonen noch viel weniger. Sie schienen einfach über mich hinweg zu sehen. Das verstimmte mich und machte mich nachdenklich. War man mir doch zu Hause in meinen Kreisen immer wenigstens mit der höflichen Anteilnahme begegnet, die man einer « guten Partie » entgegenbringt, auch wenn man nicht ans Heiraten denkt. Hier auf der Universität übersah man mich vollständig. Der erste Mensch, der sich um mich kümmerte, war ein blasser, blonder Jüngling, der mich eines schönen Tages während des Kollegs fragte, ob ich nicht den Schreibkrampf bekomme, wenn ich den Mist, den der Professor verzapfe, so eifrig aufschreibe. Ich konnte in der Verwirrung überhaupt keine Antwort geben, liess meine Feder weiter eifrig übers Papier gleiten, bis mir das ewige Schreiben wirklich selbst zu dumm vorkam, so dass ich sicher nach reichlich einer Viertelstunde die Feder aus der Hand legte und mit einem « Doch » antwortete. Mein Nachbar war über die verspätete Antwort sehr überrascht und ich nicht minder, als ich mir über das Komische der Situation klar wurde. So hatten wir beide etwas zu lachen und nach der Vorlesung begleitete mich der junge Mann auf dem Nachhauseweg.

Aber ich sehe, ich muss mich kürzer fassen, sonst komme ich mit meiner Antwort zu keinem Ende. Ich charakterisiere meinen Freund am besten dadurch, wenn ich sage, dass er in allem das vollkommene Gegenteil derjenigen jungen Männer war, die ich bis jetzt gekannt hatte. Er hatte weder Geld noch Achtung vor dem Geld. Er war weder sorgfältig gekleidet, noch machte er sich etwas daraus, er war weder Offizier, noch Sportsmann. Vor allem hatte er vor nichts in der Welt Respekt als vor der Freiheit und Unabhängigkeit. Die Ehe schien ihm so veraltet wie das Kapital hassenswert. Leute über 30 Greise, Professoren und Bundesräte Idioten. Seine Auffassungen amüsierten mich zunächst und es ging nicht lange, bis sie mir imponierten. Mein Freund führte mich in seinen Bekanntenkreis ein, alles Gleichgesinnte, Studentinnen und Studenten. Damit begann für mich ein ganz unterhaltendes Leben. Abwechslungsweise zunächst verbrachten wir die Abende bis tief in die Nacht hinein

bald bei jenem, bald bei diesem auf der Bude, tranken Tee, diskutierten, politische und sexuelle und literarische Probleme. Da ich die grösste Bude hatte, vielleicht auch, weil es bei mir zum Tee noch belegte Brötchen gab, waren die Sitzungen immer häufiger bei mir. Zu Hause wurde meine Veränderung bei meinen gelegentlichen Besuchen wohl bemerkt, da ich mit meinen neuen freien Ansichten nicht hinter dem Berge hielt. Meine Eltern versuchten alles, um mich von meinen neuen Ansichten abzubringen. Nur das eine brachte mein guter, alter Vater nicht übers Herz, das einzige, das geholfen hätte: nämlich mir die Mittel zu entziehen.

Aus meiner Freundschaft hatte sich eine richtige Liebe entwickelt. Mein Kummer war nur, dass mich mein Freund nie ganz als vollwertig zu nehmen schien. Ich war ihm immer noch zu altmodisch und zu geizig. Es schien mir völlig in der Ordnung, dass mein Freund mit der Zeit sich angewöhnt hatte, ganz aus meinem larschen Taschengeld zu leben. Soweit aber konnte ich meine Herkunft nicht verleugnen, dass es mich ärgerte, wenn er, wenn ich ihm am Anfang des Monats die Hälfte meines Geldes gab, schon am 15. nichts mehr hatte. Da gab es immer wieder Auseinandersetzungen. Wenn sich dann aber mein Freund beleidigt zurückzog, sah ich meistens noch am gleichen Tage meinen Fehler ein und suchte ihn mit einem grossmütigen Geschenk wieder zu versöhnen, was mir je-weilen auch gelang.

Das ging so weiter, bis ich einmal gegen Ende des Monats selbst so wenig Geld mehr zur Verfügung hatte, dass ich mich von Tee und Brot ernähren musste. Diese kärglichen Mahlzeiten teilte ich mit meinem Freund, der sich darüber lustig machte, dass mir diese Kost nicht gefiel, ich sei eben doch noch eine rechte Spiessbürgerin. Das kam auch mir selbst so vor und ich hasste und verachtete mich deswegen bis eines Abends, da mein Vater mich telephonisch ins Bahnhofbüfett II. Klasse einlud, weil er mich zwischen zwei Zügen sehen wollte. Wer beschrieb meine Ueberraschung, als ich dort meinen Freund an einem Tische hinter einer Berner Platte sah, obschon er keine Stunde vorher mit mir mein kärgliches Abendessen geteilt hatte und nachher fortgegangen war, um in eine Versammlung zu gehen.

Was mich besonders ärgerte, war, dass

er, als er sich entdeckt fühlte, nicht zu uns an den Tisch kam, sondern mit hochrotem Kopf seine Gnagi bis auf den Grund leerte und dann verschwand.

Am nächsten Morgen traf ich meinen Freund im Kolleg. Ich wollte ihm Vorwürfe machen, er aber lachte mich nur aus und liess mich am Abend allein. Hätte er die Charakterstärke gehabt, mir auch nur einen Tag länger fernzubleiben, so wäre ich, wie schon so oft, wiederum schuldbeusst zu ihm gegangen, da ich mir schon vorredete, mein Freund habe gewiss eine Erklärung für sein Verhalten und ich habe mich wieder einmal recht philistriös und kleinlich erwiesen. Aber, als er in dem Augenblicke, als ich mich entschlossen hatte, zu ihm zu gehen, bei mir hereintrat, zerknirscht, ängstlich und voller Entschuldigungen, brach meine Liebe zu ihm plötzlich zusammen, und als er am Schlusse unserer Auseinandersetzung doch noch die Hälfte meines Taschengeldes für den neuen Monat verlangte, weil er sich doch darauf eingerichtet habe, gab ich sie ihm zwar, aber ich war völlig geheilt. Prinzipiell wenigstens, bis ich mich im Leben wieder richtig zurecht fand, ging es allerdings einige Jahre. Zu meinen einstigen Auffassungen fand ich mich nie mehr ganz zurück, aber Windbeutel erkenne ich, wo ich sie sehe, ob es nun in diesem oder jenem Lager sei.

* * *

Ende schlecht, alles gut

Lieber « Spiegel » !

Es war die Liebe auf den ersten Blick. Wir sahen uns auf einem Studentenball. Er war ein Grieche. Ich war 18 Jahre und hatte mich noch nie ernstlich verliebt. Als ich ihn sah, wusste ich sofort, dass das der einzige Mensch war, den ich wirklich lieben konnte. Es war, als hätten wir uns immer gekannt. Er war älter als ich, ein paar Jahre nur. Am gleichen Abend versprachen wir einander, uns nie zu trennen. Mein Liebster hatte seine Studien noch nicht beendet, aber wir wollten bald heiraten. Wenn meine Eltern soviel gaben, wie für meinen Unterhalt nötig war, konnten wir ja sehr gut leben. Wenn sie mir nichts geben wollten, würde er einfach noch ein paar Privatstunden geben. Ich selber würde dann auch auf irgendeine Art Geld verdienen. Wie, wusste ich vorläufig noch nicht.

Ein paar Tage trafen wir uns heimlich, dann erklärte ich meinen Eltern die Situation und wollte nun meinen Freund zu uns heimbringen, damit ihn meine Eltern sehen sollten. Nach heftigen Widerständen hatte ich die Erlaubnis bekommen, ihn zum Nachtessen einzuladen, aber am Abend selber verschwand mein Vater unter dem Vorwand, er habe eine dringende Sitzung und mit der Bemerkung, es interessiere ihn nicht, diesen Menschen kennenzulernen. Meine Mutter war kummervoll, was sich in eisiger Kühle zeigte, so dass der Abend seinen Zweck vollkommen verfehlte. Zwei Monate vergingen unter aufgeregten Debatten, und schliesslich verboten mir meine Eltern, meinen Freund weiter zu sehen. — Wir waren grenzenlos traurig, mein Freund sprach von gemeinsamem Selbstmord. Und schliesslich kamen wir überein, zu fliehen. Wir wollten nach Genua, wo mein Freund Bekannte hatte und von dort aus nach Konstantinopel. Unserm Plan günstig war der Umstand, dass meine Mutter für vier Tage verreisen musste. So konnte ich meine Vorbereitungen treffen. Ich war dabei von grosser Unruhe, und wenn ich es beim rechten Namen nennen will, Angst geplagt. Aber nach vollendeter Trauung würde ich dann meinen Eltern sofort telegraphieren, und wegen der Papiere brauchte ich mich nicht zu ängstigen, das könne man dann leicht in Ordnung bringen, beschwichtigte mich mein Freund. Er nannte mich scherzend seine « nüchterne kleine Schweizerin », die trotz der wildesten Liebe Zeit finde, an solche Aeusserlichkeiten zu denken. Mein Vater war sehr beschäftigt, sonst hätte er vielleicht doch meine Unruhe bemerkt. Manchmal befahl mich eine plötzliche heftige Angst vor dem Unbekannten, dann sprach ich mir Mut zu :
« Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein. »

Nach unserem Plan wollten wir einander in Luzern treffen, im Hotel X, um von dort gemeinsam weiterzureisen. Ich schrieb noch einen ausführlichen Brief an meine Eltern, worin ich ihnen unser Vorgehen zu erklären, d. h. zu verteidigen suchte. —

Am Bahnhof in Luzern war niemand. Das war so abgemacht, damit uns nicht noch in letzter Stunde ein Bekannter entdecken konnte. Ich fuhr ins Hotel X mit meinem bescheidenen Handgepäck. Da war niemand. Mir stand das Herz fast still. Gewiss war etwas passiert. Ich gab mir alle

Mühe, nicht zu weinen. Nein, kein Brief war da für mich, nichts. Und dann kam ein Telegramm von ihm, das mich dringend bat, sofort heimzukommen zu meinen Eltern. Was wollte ich tun? In furchtbarer Verfassung reiste ich wieder heim mit dem letzten Zug. Voll Zorn, enttäuschte Liebe — denn es war klar, dass alles aus war — mochte die Erklärung ausfallen, wie sie wollte.

Und trotz allem war ich erleichtert, so sehr, dass ich es sogar damals deutlich spürte.

Daheim war ein Brief von ihm, in dem er mir mit leidenschaftlichen Liebesworten vermischt mitteilte, dass er plötzlich telegraphisch heimberufen worden sei, da seine Mutter sehr, sehr krank sei. Da müsste er natürlich auf dem kürzesten Wege reisen. Und unmöglich konnte er seiner vielleicht sterbenden Mutter noch diese Aufregung zumuten. — So fand meine erste Liebe, für die ich bereit gewesen wäre, mein Leben einzusetzen, ein klägliches Ende. * * *

Unerwiderte Liebe ist besser als unglückliche Heirat

Geehrte Redaktion!

Ich habe in meiner ganzen Jugend immer darunter gelitten, dass ich mir viel weniger hübsch vorkam als alle meine Altersgenossinnen. Dazu kam noch, dass ich ziemlich schüchtern war, ich fühlte mich bei jeder Gelegenheit immer furchtbar unbeachtet. Nie kümmerte sich jemand um mich, ich wurde eigentlich mit jedem Jahre mehr verbittert und zurückgezogen. Was meine unglückliche Anlage noch verstärkte, war der Umstand, dass meine Mutter schon seit vielen Jahren Witwe war und ich ihr einziges Kind. Wir lebten aus den Zinsen eines kleinen Kapitals und mussten uns sehr einschränken. Meine Mutter hatte nacheinander einige Schicksalsschläge durchgemacht und war deshalb ebenfalls enttäuscht und verbittert. So haben wir beide sehr schlecht aufeinander gewirkt. Bis ich 20 Jahre alt war, war ich nie verliebt. Ich betrieb damals noch Kunstgewerbe, da ich ziemlich talentiert im Entwerfen war. Aber auch mein Beruf war eigentlich nur etwas Halbes, da mein Talent doch nicht gross genug war, etwas wirklich Gutes zu leisten.

Dann lernte ich meinen späteren Verlobten kennen. Es war alles sehr prosaisch von Anfang an. Er war ein weiter Verwandter von uns, Angestellter in einer Bank und hier in der Stadt ganz unbekannt. So war es natürlich, dass er bei uns Anschluss suchte. Er war ein recht hübscher, junger Mann, mit guten, aber etwas konventionellen Umgangsformen. Da er niemanden hatte und ich auch niemanden, so war nichts natürlicher, als dass wir uns einander anschlossen und uns einige Wochen später verlobten. Ich glaube, er hatte mich ziemlich gern, d. h. so gern er eben jemanden haben konnte, denn er war eine ziemlich kalte, egoistische Natur.

Aber wie stand es mit mir? Am Anfang schien er mir ein wahrer Rettungsanker in meinem Unglück. Schon einzig der Umstand, dass ich nun auch einen Begleiter, und zwar einen ziemlich netten hatte, machte mich selig. Ebenso sehr beglückte es mich, dass ich ihm gut gefiel, und dass er mit mir sobald vom Heiraten redete, ich war also doch nicht dazu verbannt, alte Jungfer zu werden. Aber manchmal beschlich mich quälende Zweifel: War denn das eigentlich Liebe, was ich für ihn empfand? Ich hatte ihn allerdings ganz gern, aber es war nichts Hinreissendes, Ueberwältigendes in den Gefühlen, was ich für ihn hatte. Ja, mit der Zeit beschlich mich jedesmal, wenn ich mehr als zwei Stunden mich allein in seiner Gesellschaft aufhielt, eine beklemmende Langeweile. Nun, ich setzte mich eben darüber hinweg, die Hauptsache sei ja, dass ich mich einmal verheirate.

Und dann kam die Aenderung. An einem Tanzanlass lernte ich den Mann kennen, zu dem ich bald richtige, wahre Liebe empfand. Ich hatte mich seit meiner Verlobung äusserlich ziemlich verbessert, deshalb fiel es mir nicht so schwer, einen neuen Freund zu fesseln, da wir zudem noch ziemlich viele gemeinsame Interessen hatten. Ich merkte aber von Anfang an, dass ich ihn vielmehr liebte als er mich, aber ich wollte ihn auf keinen Fall preisgeben. Meine Verlobung löste ich kalten Herzens auf, obschon mir meine Mutter manche Szene deswegen machte. Mein Verlobter zog sich eher gekränkt als traurig zurück. Dann kam es, wie es eben kommen musste. Mein neuer Freund verliebte sich nach einem halben Jahre in ein anderes junges Mädchen und heiratete es nicht sehr lange darauf. Ich habe entsetzlich darunter gelitten. Ich habe

auch seitdem für keinen Mann mehr soviel Liebe empfunden wie für ihn. Ich bin jetzt 30 Jahre alt und unverheiratet. Trotzdem freut es mich jetzt noch, meinen ehemaligen Verlobten nicht geheiratet zu haben. Lieber frei sein als an einen Mann gebunden, mit dem es einem langweilig ist und den man auch nicht gern hat. Ich glaube kaum, dass ich mich noch verheiraten werde, trotzdem bin ich nicht verbittert, habe ich doch einmal die richtige, wahre Liebe empfunden. An der Erinnerung jenes kurzen halben Jahres werde ich mein ganzes Leben lang zehren müssen. * * *

Das Vorbild

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Mein um einige Jahre älterer Bruder hatte einen Studienfreund, mit dem er sich auf das Examen vorbereitete. Wochenlang verkehrte er täglich bei uns zu Hause, ass bei uns und schlief auch manchmal bei uns. So lernte ich ihn auch kennen. Er galt als ausserordentlich tüchtig. Mein Bruder hatte eine grosse Verehrung für ihn und auch meine Eltern schätzten ihn als guten Einfluss für meinen Bruder, weil dieser noch nie soviel gearbeitet hatte, wie seitdem er diesen seinen Freund kannte. Er war mir auch sehr sympathisch, d. h. vor allem, er imponierte mir und ich fühlte mich durch seine Aufmerksamkeiten geschmeichelt. An Samstagnachmittagen wurde nicht gearbeitet, dann machten die beiden meistens Ausflüge und ich durfte sie begleiten. Gab es ein Studentenfest, so lud mich der Freund meines Bruders ein. Wir sprachen von allem möglichem: über Ehefragen und Kindererziehung, über Einrichtungsprobleme.

Ich kam mir verlobt vor. Es hatte bisher zwar keine eigentliche Aussprache darüber gegeben, aber meine ganze Umgebung schien mit mir anzunehmen, dass wir ein Paar gäben. Meinen Eltern und Bekannten schien diese Aussicht vor allem für mich sehr verlockend und man gab mir bald in dieser, bald in jener Form deutlich zu verstehen, was für ein Glück ich gehabt habe. Das schien mir auch so. Nur verletzte es mich hie und da, dass offenbar allen die gute Partie hauptsächlich auf meiner Seite zu liegen schien, obschon ich bei all den Vorzügen meines Zukünftigen selbst nicht gut anders konnte als anzunehmen, dass ich bei dieser Verbindung mehr der neh-

mende als der gebende Teil sei. Natürlich war ich stolz, einen so gescheiten Mann zu bekommen und wollte mir lange nicht zugestehen, dass mich seine vielen Belehrungen, die er mir gab, oft verdrossen, besonders seine wohlwollend gnädige Art, mit welcher er mich von der Irrtümlichkeit gewisser Ansichten überführte.

Mein Zukünftiger war keine sehr leidenschaftliche Natur. Zärtlichkeiten, nach denen ich mich gesehnt hätte, schienen ihm kindisch und er sagte das auch. Seine seltenen Küsse und Liebkosungen schienen mir auch gar väterlich und wohlwollend. Was mich aber vor allem verletzte, war, dass diese Zurückhaltung durchaus nicht in jeder Beziehung galt. Er hielt darauf, mich sexuell «aufzuklären» und lachte mich wegen meiner Unerfahrenheit auf diesem Gebiete aus.

Gegen diese medizinisch-erzieherische Art der Liebe lehnte ich mich innerlich auf. Aber wie konnte ich mich dagegen wehren, wenn er mich dann ein liebes, dummes Gänschen nannte und meine ganze Umgebung offenbar mit seinen Ansichten einigging. Als er nach dem Staatsexamen eine seinem Ansehen entsprechende Stellung antrat, verlobten wir uns offiziell und die Heirat sollte in einigen Monaten stattfinden. Da ich allgemein beglückwünscht wurde und ich mich beneidet fühlte, machte mich die Aussicht auf die bevorstehende Heirat auch nicht unglücklich, aber sicher auch nicht glücklich.

Wie soll ich mich ausdrücken? Ich empfand die Heirat als eine günstige Gelegenheit, die es dumm und undankbar wäre, nicht zu ergreifen, die mich aber nicht beseligend ergriff. Das war gewiss auch der Grund, weshalb mich ein äusserlich so unbedeutender Anlass plötzlich zum Bruch meiner Verlobung trieb.

Es war an einem Sonntagvormittag. Mein Verlobter war, wie gewöhnlich, schon am frühen Vormittag bei uns. Ich hatte mich zu ihm gesetzt, der frühen Morgenstunde entsprechend noch nicht in voller Sonntags-toilette. Wahrscheinlich war ich etwas nachlässig. Sicher war es nicht ganz comme il faut, dass ich im Wohnzimmer in der Gegenwart meines Bräutigams, meines Bruders und meiner Eltern meine Finger manicurierte. Aber ich war doch wie aus allen Himmeln geworfen, als mir mein Verlobter mit seiner gewohnt gütigen, etwas vor-

wurfvollen Stimme plötzlich sagte: «Aber Liebes, könntest Du Deine Nagelpflege nicht etwas weniger öffentlich besorgen?»

Ich schämte mich im ersten Augenblick wie ein nasser Pudel. Aber schon im nächsten Moment war ich mir ganz klar, dass ich meinen Verlobten nie heiraten könnte und diese Gewissheit machte mich so glücklich und froh, wie ich in meinem Leben zuvor noch nie war. Die äussere Trennung ging nicht so rasch wie die innere. Aber ich war meiner Sache sicher und gab nicht nach. Und noch heute, wenn ich etwa in der Zeitung von meinem ehemaligen Verlobten lese, oder wie auch schon, sogar sein Bild in der «Illustrierten» sehe, so bin ich jedesmal heillos froh, dass ich mein Schicksal nicht an dasjenige dieses bedeutenden Mannes geknüpft habe und bin meinem jetzigen Manne doppelt dankbar, dass er nicht soviel weiss und nicht soviel ist, aber gerade aus diesem Grunde auch nicht soviel Anlass hat, mich zu belehren, aufzuklären und zu beschützen, sondern mich ganz einfach zu lieben. * * *

Die Operation

Sehr geehrte Herren!

Wir waren Nachbarskinder und sahen uns oft. Er war einige Jahre älter als ich. So recht aufmerksam auf ihn wurde ich erst, als ich in die höhere Töchterschule ging. Er war damals ein flotter Student und es imponierte und freute mich, wenn er im Beisein meiner Freundinnen die Korpsmütze mit kühnem Schwung vom Kopfe riss, um mich zu grüssen.

Er zeichnete mich offensichtlich aus. Nie liess er eine Gelegenheit vorbeigehen, um sich mit mir zu unterhalten; auch einige Bemerkungen, die bekundeten, dass ich ihm nicht gleichgültig war, trugen dazu bei, mein Herz schneller schlagen zu lassen, sobald ich seiner ansichtig ward.

Die Jahre kamen und gingen, bald war er in der Fremde, bald ich. Führte uns der Zufall wieder zusammen, so fanden sich unsere Blicke sofort wieder und es schien mir, als tauchten sie noch mehr in die Tiefe. Jedes schien das andere sondieren zu wollen.

An einem prächtigen Wintertag trafen wir uns auf dem Eisplatz. Er engagierte mich sofort und wir gaben uns, ohne viel

zu sprechen, dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens hin. Gegen Abend, als die Dämmerung herabsank, verschränkte er plötzlich unsere Arme hinter dem Rücken und so fuhren wir eng aneinander geschmiegt einen Bogenlauf um den andern. Blitzartig fuhr es mir durch den Sinn: «Nun sind wir ganz eins.» Unsere Körper schienen miteinander verwachsen zu sein, so rhythmisch und gleichmässig waren unsere Bewegungen. Was mich im stillen durchzuckt hatte, er sprach es plötzlich laut aus: «Nun sind wir ganz eins bis in alle Ewigkeit.» Da, in diesem Augenblick fiel einer meiner Schlittschuhe klirrend aufs Eis, den Schuhabsatz mit sich reissend. Vergebens versuchte «er», ihn wieder zu befestigen. Es ging nicht und ziemlich kleinlaut trottelten wir nach Hause, jedes in Gedanken versunken. Die innere Harmonie schien gestört zu sein.

Einige Wochen darauf erkrankte ich. Ein heimtückisches, und wie es schien, schwer erklärbares Leiden hatte mich erfasst. Ein Spezialarzt sandte mich zum andern, ohne dass sie sich über die Natur des Leidens ganz klar wurden. Schliesslich stellte einer die Diagnose auf chronische Blinddarmentzündung und riet dringend zu einer Operation.

Ich wurde in einem Privatzimmer des Kantonsspitals einlogiert. Am Vorabend der Operation sagte mir die Krankenschwester, der Chirurg habe noch seinen ehemaligen ersten Assistenten zur Operation bestellt, um eine ganz erste Hilfe zur Seite zu haben.

Die Hände und Arme festgeschnallt am Operationstisch, mit warmen Tüchern zugeeckt bis zum Hals hinauf, lag ich da, sah die verschiedenen Aerzte und Schwestern geschäftig herumeilen. Eine Türe öffnete sich und «er» kam herein. Mit raschen Schritten war er bei mir, beugte sich über mich und flüsterte: «Nicht wahr, du hast keine Angst. Ich bin bei dir.» Tief versenkten sich unsere Augen ineinander und wieder überkam es mich: «Wir sind eins!»

«Dr. N., wollen Sie die Narkose übernehmen», tönte die ernste Stimme des Chirurgen durch den Raum. Eine Schwester reichte die Aethermaske. «Er» nahm sie, bückte sich nochmals tief über mich, so tief, dass sich unsere Lippen fanden und wir den ersten und einzigen Kuss unseres Lebens austauschten.

Dann stülpte er die Maske über mein Gesicht, doch so, dass die Augen frei blieben.

Meine Blicke liessen nicht von den seinigen. Ich sah und hörte nichts mehr als ihn. Beruhigende, zukunftsfrohe Worte tönnten an mein Ohr: «Denke, wie es sein wird, wenn du wieder ganz gesund bist. Wir haben noch ein langes, schönes Leben vor uns. Eins für immer!»

Ich fühlte, wie die schützenden Hüllen auf meine Füsse geworfen wurden. Ich hörte die Stimme des Chirurgen: «Dr. N., wollen Sie nun den Puls übernehmen, Sie können dann die Sache aus der Nähe verfolgen.» Dr. N., das war «er», aber was musste «er» aus der Nähe verfolgen? Darüber zerbrach ich mir vergebens den Kopf. Meine Sinne schwanden.

«Wenn sie doch einmal die Augen aufmachen wollte», flüsterte eine ängstliche Stimme neben mir. Ich gab mir einen energischen Ruck, die Lider hoben sich und ich erblickte eine Krankenschwester. Dies brachte mich auf einmal in die Wirklichkeit zurück. Du bist im Spital und wurdest heute operiert, durchfuhr es mich mit jähem Schreck. Schnell wollte ich mich im Bette aufrichten, aber mit einem Wehlaut sank ich in die Kissen zurück.

Die paar ersten schlimmen Tage vorbei, fing ich wieder an, mich des Lebens zu freuen. So reinglückliche Tage waren mir nachher nie mehr beschieden in meinem Leben.

Es ist eigen, ich konnte nie gut singen, ich hatte wohl eine starke Stimme, aber meine sangeskundigen Schwestern behaupteten, ich singe falsch. In jenen Tagen aber fand ich ungewollt die richtigen Töne. Mit zwei andern Leidensgenossinnen zusammen, bildeten wir ein Terzett, und als ich aufstehen durfte, gingen wir von Krankensaal zu Krankensaal und liessen unsere Weisen hören. Ein Lied folgte dem andern, die Kranken konnten nie genug bekommen. Ich fühlte mich als den Sonnenstrahl, der nichts anderes zu tun hat, als Wärme zu spenden und zu geben. Alle Menschen schienen gut zu sein. Alles zeigte sich für mich im verklärten Strahl der Liebe.

«Er» war auswärts als Arzt stationiert; aber er kam jeden zweiten Tag. Wohl mochte es mir manchmal scheinen, er sei merkwürdig zurückhaltend und still; auch sorgenvoll schien er mir ab und zu. Auf meine Frage, ob er einen Kummer habe, gab er sich einen Ruck und war dann doppelt liebevoll und heiter. Geküsst hatte er mich nie mehr; bei den ersten Besuchen

beugte er sich wohl zu mir herunter, dann aber zwang er seinen schlanken Körper rasch wieder in die Höhe. Ich war aber so mit Liebe umgeben, dass mir das nicht weiter auffiel. Auch freute ich mich der langsam wiederkehrenden Kraft und betrachtete jeden neuen Tag als ein Gottesgeschenk.

So ging mein Spitalaufenthalt allmählig dem Ende entgegen. Schon waren fünf Wochen seit der Operation verflossen und der Chefarzt sprach von baldiger Heimkehr.

Eines Nachmittags, als kein Besuch da war, kam ich auf die Idee, meine Fieberkurven nachzusehen. Sie befanden sich in der Tischschublade meines Zimmers. Dort hin legten die Aerzte nach ihrem Besuch auch die jeweiligen Aufzeichnungen über den Krankheitsverlauf. Ich nahm diese Blätter zu Handen. «Operationsbericht» stand auf einem Blatt. Eifrig fing ich an zu lesen. Die Beschreibung, wo und in welchem Zustand sich mein Blinddarm befunden hatte, interessierte mich. Plötzlich aber weiteten sich meine Augen und fieberhaft las ich weiter: «Palpable Geschwulst unten im Abdomen. Chirurg entschliesst sich, Wundöffnung zu erweitern. Schwerer Eingriff nötig. Infolge der Jugendlichkeit der Patientin (22 Jahre) entschliesst sich der Operateur, nur einen Teil der gefährdeten Organe zu entfernen, obschon er es für das Förderlichste, für das am meisten im Interesse der Patientin Liegende hielte, radikal einzugreifen. (Unterlässt es hauptsächlich auch, da mit Patientin befreundeter Arzt Einsprache erhebt.)»

Wie manches Mal ich den betreffenden Passus las, weiss ich nicht mehr. Das Zimmer schien sich um mich zu drehen. Mechanisch legte ich die Blätter in die Schublade zurück. Ich hatte das Gefühl, als hätte man mir einen wuchtigen Schlag auf den Kopf versetzt. Ich fühlte mich plötzlich so müde und zerschlagen, dass mir die besorgte Krankenschwester riet, mich niederzulegen. Der Arzt verordnete wieder einige Tage Bettruhe in der Meinung, ich hätte mich bei meinen Krankenbesuchen zu sehr ermüdet.

«Er» war bei seinem nächsten Besuch sehr erstaunt, mich wieder im Bett anzutreffen. «Du», brachte ich mühsam hervor, «ich habe den Operationsbericht gelesen.» — «Was,» fuhr er zornig auf, «wieso kommst du dazu?» — «Vielleicht ist es besser, dass ich Bescheid weiss», entgegnete ich schwach. — «Setze dir nur keine dummen Ideen in

den Kopf» — und dann fing er an, mit mir den Fall zu besprechen. — «Wir warten drei Jahre, bevor wir heiraten. Wir sind jung, wir haben Zeit und du kannst unterdessen ganz erstarken.» So sprach er mir zu und nach und nach schlich sich auch wieder Hoffnung in mein verzagtes Herz.

Am folgenden Tag stund ich wieder auf und das Terzett ging am Abend wie gewohnt von Saal zu Saal. War es nur eine Idee, ich hatte das Gefühl, ich könne nicht mehr frei und ungehemmt singen. Ab und zu traf mich ein erstaunter Blick meiner Begleiterinnen. Als dann meine Stimme plötzlich umkippte, bat ich sie, ohne mich weiterzugehen. Ich trat an das Bett einer alten blinden Frau, von allen Spitalinsassen nur «Grossmutter» genannt. Sie nahm meine Hand und frug leise: «Wo fehlt's?» Ein tiefer Seufzer war die Antwort. Da drückte sie mir ihr Gesangbuch in die Hand und bat: «Lies mir Lied 266»:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuss gehen kann.

Der Chefarzt aber fand, es sei nun an der Zeit, dass ich aus der Spitalluft herauskomme. So kehrte ich heim und meine Gesundheit kräftigte sich zusehends.

Anderthalb Jahre mochten vergangen sein seit der Operation. Als Nachbarn sahen «er» und ich uns oft und wir warteten geduldig, bis sich unsere Herzenswünsche erfüllen würden.

Plötzlich aber machten sich bei mir die alten Schmerzen bemerkbar. Kuren folgten auf Kuren. Alles vergebens. Ein neuer Eingriff war notwendig. Diesmal wurde die Spitalzeit eine Zeit der stillen Einkehr.

Immer ermutigte «er» mich und sprach von kommender Genesung.

Damals war es, dass mir das Buch: «Dr. Elias Haffter, Ein Lebensbild aus Briefen und Erinnerungen» in die Hände kam. Da sagt Dr. Haffter unter anderm: «Krankentage sind immer schwer; aber besonders tragisch in einem Doktorhause.» Diese Worte gaben mir zu denken und noch viel mehr beschäftigte mich der Gedanke, dass dieser Arzt und Menschenfreund, der seiner ganzen Charakteranlage nach dazu geschaffen gewesen wäre, einem grossen Haushalt

vorzustehn, auf das Heiraten verzichtete, weil er sich nicht gesund genug fühlte.

Noch ein anderes Buch machte grossen Eindruck auf mich: «Die Frauen von Tannò», von Ernst Zahn. «Diese Frauen, gesund und stark, entsagen der Heirat, weil in ihrer Familie ein Uebel ist, das durch sie auf die männlichen Nachkommen vererbt wird und diesen den frühen Tod bringt. Nur eine gesunde Mutter kann gesunde, lebenskräftige Kinder haben.»

Hatte ich das Recht zu heiraten? Immer mehr setzte sich in mir der Gedanke fest: Es darf nicht sein. «Er» braucht eine gesunde Frau. Bei seinem nächsten Besuch fand ich ungewollt die richtigen Worte. «Er» als einziger Sohn durfte nicht seine besten Jahre vorbeigehen lassen. Er musste seinen Eltern die Freude machen und ihnen eine gesunde Schwiegertochter ins Haus bringen. Es waren genug wackere Mädchen da, die glücklich wären, mit ihm den Lebensbund einzugehen. — «Und du?» frug er leise. Ich weiss nicht, woher mir all die Kraft und Zuversicht kam. — «Ich nehme meine alten Studien wieder auf. Ich ziehe in die nahe Universitätsstadt. Privatstunden werde ich trotz meiner schwachen Gesundheit geben können.» — Ob er wollte oder nicht, er musste mir Recht geben. Was ich sagte, hatte er wohl schon längst gedacht und gefühlt. «Wir bleiben Freunde für immer und du schreibst mir regelmässig», meinte er. — «Freunde können wir bleiben; aber du musst ganz frei sein, sonst ist es nur ein halbes; nichts macht elender als eine halbe Liebe.»

Bald darauf schlug ich meinen Wohnsitz auswärts auf und gab mich ganz meinen Studien hin. Nach etwa zwei Jahren flog mir seine Vermählungsanzeige ins Haus. Noch einmal flackerte der Schmerz wild auf. «Warum eine andere und nicht ich?» Es liess mir aber keine Ruhe, ich musste ihm persönlich gratulieren. So fuhr ich für einen Tag heim. Es traf sich, dass «er» zu uns ins Haus kam. Mit begeisterten Worten schilderte er mir seine Braut, las mir ihre Briefe vor. Beim Abschied sagte er, mir tief in die Augen blickend: «Danke!» neigte sich fast ehrfürchtig und küsste mir die Hand.

Wir Schweizer sind ein trockenes Volk und wenn man das Vorhergehende so liest, mag es fast etwas rührselig, theatralisch anmuten; aber mir tat seine Ehrbezeugung wohl. Ich fühlte mich plötzlich als die Ael-

tere von uns Beiden. Er stand an der Schwelle des Lebens. Ich hatte es hinter mir.

Du musst dir wie ein abgesägter Baumast vorkommen, meinte einmal eine besonders «gefühlvolle» Freundin.

Ich frug mich damals im stillen, zu was ein abgesägter Ast noch nützlich sein könne? Zum Ausruhen für den müden Wanderer allenfalls und als Brennholz zum Warmgeben!

Warmgeben ändern, ja das konnte ich trotz allem noch.

Einige Jahre später ging ich am Nachbargarten vorbei. Ein Blondköpfchen sass draussen im Kinderstühlchen und spielte. «Wo ist mein Herzkäferchen, wo?» hörte ich eine bekannte Stimme. Das Kleine jauchzte laut auf, als es den Vater erblickte und streckte ihm die Aermchen entgegen. Ich wurde nicht bemerkt. «Gott sei Dank! Nun ist mein Opfer nicht vergebens gewesen», kam es mir aus tiefster Seele, und heute nach vielen Jahren bekenne ich freudig: «Was Gott tut, das ist wohl getan!»

Schwierige Entscheidungen



Garagentür freischaufeln,
oder zu Fuss gehen?

WILLIAMS